Peter Tobbeck.

Peter Lohbeck,

oder der fromme Soldat.

Herausgegeben von der
Amerikanischen Tractat-Gesellschaft.
New-York, 150 Nassau-Straße.

Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
The Institute of Museum and Library Services through an Indiana State Library LSTA Grant

http://archive.org/details/peterlohbeckoder00amer

Peter Lohbeck,

oder der fromme Soldat.

Zu Heimhausen im Frankenland lebte eine arme aber fromme Wittwe, Anna Lohbeck. Ihr Mann war ein Taglöhner gewesen, und früh gestorben. Sie hatte zwei Kinder gehabt, aber nur eins von ihnen, ein Knabe von zehn Jahren, blieb ihr. Redlich und fleißig suchte sie sich durch Arbeiten bei andern Leuten zu ernähren, allein sie wurde krank und bekam eine langwierige Auszehrung. Jetzt war kein anderer Rath, ihr zehnjähriger Sohn, Peter Lohbeck, mußte seiner Mutter aufwarten

und, damit sie beide zu leben hätten, das Nöthige durch Betteln zusammen bringen. Im ganzen Dorfe war Niemand, der sich um sie bekümmerte, und der arme Junge wurde oft mit Scheltworten von den Thüren weggewiesen und bekam nichts, weil er den Leuten nach ihrer Meinung zu oft kam.

Nun kam ein neuer Pfarrer nach Heimhausen; der alte war gestorben. Der arme Peter Lohbeck war noch nie in der Kirche gewesen; denn er ging immer barfuß, und mit seinen lumpigen Kleidern durfte er nicht in der Kirche erscheinen. In die Schule war er auch nicht viel gekommen, so daß er kaum lesen konnte; denn er mußte theils durch Betteln, theils durch Baumwollspinnen seiner Mutter das Brod verdienen helfen. Als er nun

so viel Gutes von dem neuen Pfarrer hörte, und daß er so schön predige, so bekam er Lust, doch auch einmal dem Pfarrer zuzuhören; allein wie sollte er es nur anfangen, da er mit seinen zerrissenen Kleidern und barfuß sich schämte in die Kirche zu gehen? — Indem er so darüber nachdachte, und eben in ein Haus gehen wollte, um etwas Milch für seine Mutter zu betteln, kam er vor der Kirche vorbei. Er fand die Thür offen, und sah den Pfarrer auf der Kanzel stehen und predigen; denn es war gerade Wochenpredigt. Da er nun bemerkte, daß nur wenig Leute in der Kirche waren, die noch dazu nahe um die Kanzel herum saßen, so schlich er schüchtern hinein, stellte sich hinter einen Pfeiler, und sahe so neben vorbei nach dem

Pfarrer, um ihn noch besser zu verstehen. Dieser predigte nun über den Text: Den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und gerade in dem Augenblick, als der arme Junge anfing zu horchen, sagte der Pfarrer: „Unser Herr Jesus Christus war selbst arm; Er besaß nicht so viel Eignes in der Welt, wohin Er sein Haupt hätte legen können. Dadurch hat Er nun den traurigen und mühseligen Stand der Armen geheiligt. Wenn der Arme fromm und gottesfürchtig ist, so ist er dem Herrn Christus näher verwandt, als der Reiche; denn Er sieht ihn als seinen Bruder an. Und wenn der Arme fest auf den Herrn traut, und nicht zweifelt, der Herr werde ihn versorgen, und wenn er dabei das Seinige thut

und fleißig ist: so wird es ihm nie am Nöthigen fehlen u. s. w."

Der arme Peter Lohbeck horchte mit beiden Ohren, und es war ihm, als wenn er aus einem Traum erwachte. Die Thränen kamen ihm in die Augen; und er erinnerte sich, daß sich seine Mutter auch oft mit ähnlichen Gedanken getröstet hatte; allein es hatte auf ihn als Kind keinen sonderlichen Eindruck gemacht. Jetzt war der arme Junge tief gerührt; er versteckte sich hinter den Pfeiler und sagte: Lieber Herr Jesus! wenn Du denn meiner Mutter Bruder bist, so gib uns doch, was wir bedürfen, damit ich nicht mehr zu betteln brauche.

Nun ging er wieder aus der Kirche, und in einige Häuser, um Milch

zu betteln, allein er bekam keine. Indessen war die Predigt aus, und er sahe den Pfarrer nach Hause gehen. Schüchtern folgte er ihm nach, und dachte: er muß wohl auch den Armen recht gut seyn; ich will nun sehen, ob er mir auch etwas gibt. Da er nun hinter dem Pfarrer her in's Pfarrhaus trat, so fragte dieser: „Was willst du?" Peter antwortete: „Etwas Milch für meine arme, kranke Mutter." Nun erkundigte sich der Pfarrer nach allen Umständen, und erfuhr auch, was mit dem Knaben in der Kirche vorgegangen war. Alle diese Umstände waren Winke für den frommen Mann, der Mutter und dem Sohne aus der Noth zu helfen. Die kranke Mutter besuchte er hinfort täglich und sammelte das Nöthige für

sie, so daß Peter nicht mehr zu betteln brauchte. Dieser wurde nun auch reinlich gekleidet und in die Schule geschickt, sobald die Mutter gestorben war und er ihr nicht mehr aufzuwarten brauchte. Der Pfarrer unterrichtete ihn selbst in der Religion, und ließ ihn öffentlich sein Glaubensbekenntniß ablegen. In der Schule lernte er vortrefflich lesen, schreiben und rechnen, und seine Aufführung war so christlich und tugendhaft, daß sich der Pfarrer vornahm, ihn mit der Zeit zum Schullehrer zu bilden. Allein die Bauern meinten, er habe Reihe um mit ihnen gegessen, dafür solle er ihnen nun auch dienen; deßwegen machten sie ihn zum Schäfer, denn die Gemeinde hielt eine Heerde Schafe.

Bei diesem Geschäft war Lohbeck jedoch nicht müßig. Er verwaltete sein Amt treu und redlich; aber er hatte immer Bücher bei sich, in denen er las und sich nützliche Kenntnisse sammelte. Vor Allem aber hatte er die Bibel immer in seinem Schäfer-Ranzen, und indem er in ihr fleißig las und ihren Inhalt in sein Herz aufnahm, bewies er sich in seinem ganzen Leben und Wandel als ein wahrer Christ.

Vier Jahre war er zur Zufriedenheit der ganzen Gemeinde Schäfer gewesen, als der siebenjährige Krieg anfing. Preußische Werber fanden ihn in einem Dorfe, wo er für seine Gemeinde Schafe kaufen sollte. Sie nahmen ihn mit Gewalt weg, und brachten ihn zu der Armee, die der

Prinz Ferdinand von Braunschweig kommandirte. Er wurde Infanterist und gemeiner Soldat. Ganz recht war es ihm eben nicht, daß er Soldat werden mußte; allein es war nicht zu ändern. Er dachte daher, Gott habe es so gelenkt, gab sich zufrieden und tröstete sich mit dem Vers:

Meine Seel' ist stille
Zu Gott, dessen Wille
Mir zu helfen steht.
Mein Herz ist vergnüget
Mit dem, was Gott füget,
Nimmt an, wie es geht.
Geht es nur zum Himmel zu
Und bleibt Jesus ungeschieden,
So bin ich zufrieden.

Da nun Lohbeck überzeugt war, er sey nach Gottes Willen zum Soldatenstande bestimmt, so nahm er sich vor, alle seine Pflichten treu und gehorsam

zu erfüllen. Daher schrieb er sich folgende Punkte auf, nach denen er sein Leben einrichten und von welchen er nie abweichen wollte:

1) Gott und seinem Erlöser Jesus Christus in Noth und Tod und in allen Proben treu zu bleiben, und in seinem Dienst mehr mit der That als mit Worten zu zeigen, daß er ein wahrer Christ sey.
2) Seinen Vorgesetzten und ihren Befehlen augenblicklich und auf's pünktlichste zu folgen.
3) Mit allem Fleiß Alles zu lernen, was ein Soldat wissen muß, und was überhaupt zum Militär gehört.
4) Gegen seine Vorgesetzten demüthig, und gegen seines Gleichen freundlich ernst zu seyn.

5) Niemals zu spielen, und überhaupt an keinen Lustbarkeiten Theil zu nehmen, welche Gelegenheit zum Sündigen geben könnten.
6) In den Schlachten keinen Unfall, keine Verwundung und keinen Tod zu scheuen, sondern muthig jede Gefahr zu bestehen.
7) In dem Quartier, auch in Feindes Land, sich hülfreich, freundlich und liebevoll zu betragen, auch mit Essen, Trinken und Aufwartung, so wie es gegeben werde, zufrieden zu seyn, und
8) Niemals einem Kameraden Anlaß zu Verdruß oder Zank zu geben.

Diese Regeln befolgte Lohbeck treu und redlich. Er vermied, viel von

der Religion zu schwatzen, um keinen Anlaß zum Lästern zu geben. Da er aber still und ernst war und alle seine Kameraden an Geschicklichkeit und Treue im Dienst übertraf, auch von seinen vorgesetzten Offizieren geliebt und geschätzt wurde, so fürchteten und ehrten ihn seine Kameraden so, daß sie in seiner Gegenwart sich meist eines ordentlichen und anständigen Betragens befleißigten. Es zeigte sich hier, daß, wenn ein wahrer Christ auch hie und da verspottet wird, doch im Grunde Jedermann Achtung vor ihm hat. Ihr werdet das durch eigne Erfahrung so finden, liebe Leser, wenn ihr Lohbeck's Beispiele folgt.

Es konnte nicht fehlen, Lohbeck mußte bei seiner Geschicklichkeit, bei seinen Kenntnissen und bei seiner

Treue im Dienst bald Unteroffizier werden, in welcher Eigenschaft er Gelegenheit fand, noch thätiger zu seyn. Nun legte er sich auf die Kriegsbaukunst, auf's Artilleriewesen, dazu auch auf Fechten, Reiten u. dgl. Dabei sparte er jeden Kreuzer, und war in Folge davon im Stande, sich auch recht reinlich und nett zu halten. Mit Einem Wort, er machte sich bei Hohen und Niedrigen so beliebt, daß von dem Unteroffizier Lohbeck allenthalben rühmlich gesprochen wurde. Nun gab ihm aber der liebe Gott Gelegenheit, sich noch besser zu empfelen.

Die Armee des Prinzen Ferdinand mußte einst den Rückzug antreten, weil die Franzosen mit einer großen Uebermacht über den Rhein gegangen waren. Nun hatten die Preußen eine feste

Schanze, in welcher Lohbeck mit zehn Mann und fünf Kanonen lag. Diese Schanze hatte man vergessen und Lohbeck mit seinen Leuten zurückgelassen. Dies erfuhr er zu spät; es blieb ihm also nichts übrig, als sich zu wehren oder sich mit den Seinigen als Kriegsgefangene zu ergeben. Er beschloß, sich zu wehren, und munterte seine Leute dazu auf. Als sich nun der erste Trupp Franzosen näherte, so bediente Lohbeck mit seinen Leuten die fünf Kanonen so gut, daß das Kartätschenfeuer die Feinde dutzendweise zu Boden streckte, und ein Schuß auf den andern folgte. Die Franzosen stutzten; sie wußten, daß die Preußen sich zurückgezogen hatten, und hatten diesen Widerstand nicht erwartet. Der französische General schickte einen

Trompeter, um die Schanze aufzufordern. Es wurden demselben die Augen verbunden, und er wurde vor den Herrn Commandanten Lohbeck geführt. Dieser sprach nun aus einem hohen Ton, und sagte, er sey bereit zu kapituliren und die Schanze zu übergeben, wenn man ihm und den Seinigen, mit seinen Kanonen, Munition und Kriegsbedürfnissen, freien Abzug gestatten würde; geschähe dies aber nicht, so würde er sich bis auf den letzten Mann wehren. Damit schickte er den Trompeter zurück. Der französische General überlegte die Sache und fand für rathsamer, den freien Abzug zu gestatten, um sich nicht mit dem Verfolgen der preußischen Armee aufzuhalten. Die Kapitulation wurde also unterzeichnet und durch den Trom-

peter überbracht. Als aber die Franzosen die Besatzung ausziehen sahen, und man nun fand, mit wem man kapitulirt hatte, wurde der französische General wüthend und befahl, man solle sie Alle todt schießen und die Kanonen wegnehmen. Allein seine Offiziere verhinderten das, und führten ihm zu Gemüthe, daß die Leute vortrefflich gehandelt hätten und alles Lob verdienten.

Peter Lohbeck kam also wohlbehalten mit seinen zehn Kameraden und fünf Kanonen bei der preußischen Armee an. Dies hatte man nicht erwartet, und des Lobpreisens war kein Ende. Der Prinz Ferdinand ließ ihn zu sich kommen und beförderte ihn auf der Stelle zum Lieutenant. Dies machte ihn nicht stolzer, sondern demü-

thiger, und er vermehrte seinen Fleiß und seine Thätigkeit, so wie sich seine Geschäfte vermehrten.

Lohbeck's Beförderung zu einem höheren Range erkannte Jedermann für billig, und es wurde ihm auch allgemein gegönnt. Nur ein junger Offizier, ein Fähnrich von Adel, konnte nicht ertragen, daß ein Unteroffizier, der nicht adelig geboren und sogar ein Betteljunge gewesen war, noch eher Lieutenant geworden, als er: dieser ließ es ihn oft fühlen, daß er ihn beneidete. Lohbeck aber that, als wenn er es nicht merkte, und war immer freundschaftlich und gefällig gegen ihn. Dies erbitterte jedoch den Fähnrich noch mehr und er suchte Gelegenheit, an ihn zu kommen und sich mit ihm zu schlagen. Lohbeck merkte das;

daher suchte er mit allem Fleiß jede Gelegenheit zu vermeiden, wo er mit ihm in Berührung kommen konnte. Dies machte den Baron noch frecher. Endlich trafen beide von ungefähr zusammen. Nun fragte der Baron höhnisch: „Ich möchte doch wohl gern wissen, wie lange der Lieutenant gebettelt, und wie lange Sie die Schafe gehütet haben?" Lohbeck antwortete: „Ich habe so lange gebettelt, als nöthig war, unverdiente Schmach ruhig tragen zu können; und die Schafe habe ich so lange gehütet, bis ich gelernt hatte, wie man innerhalb eines Jahres vom gemeinen Soldaten bis zum Lieutenant avanciren kann." Nach diesen Worten trat er vor den Baron, sah ihm ruhig und freundlich in die Augen, und fuhr dann fort:

„Ich merke, Sie suchen Gelegenheit, sich mit mir zu schlagen. Wenn das ist, so bin ich bereit dazu; nur muß es auf eine Art geschehen, wie es braven Soldaten geziemt. Auf Pistolen lasse ich mich nicht ein, die kann Jeder losschießen; aber fechten kann nicht Jeder. Jetzt kommt's auf Sie an, was Sie thun wollen." Der Fähnrich hatte freilich die Pistolen im Kopf; allein er konnte doch die Ausforderung auf den Degen nicht ausschlagen. Kurz, die Stunde, der Ort und die Sekundanten wurden bestimmt. Bei dem ersten Gang ligirte Lohbeck und schleuderte des Fähnrichs Degen in die Luft. Mit dem zweiten Gange entwaffnete Lohbeck den Fähnrich, der vor Scham und Verdruß wüthend wurde und den dritten Gang

forderte. Die Sekundanten widerriethen ihm das, aber es half nichts; Lohbeck gab ihm also den Degen wieder. Der Baron lief wüthend auf ihn zu. Lohbeck parirte ihn mit einer Stärke aus, daß es ihm nun leicht geworden wäre, ihn zu tödten oder zu verwunden; aber er that keins von beiden, sondern entwaffnete seinen Gegner zum zweiten Mal, und sagte dann zu ihm: „Sie sehen, Herr Baron, daß ich Sie nicht verwunden will, und daß Sie mich nicht verwunden können. Jetzt biete ich Ihnen die Hand der Freundschaft. Lassen Sie uns wie brave Soldaten dienen, und im Felde unsere Bravour und Stärke zeigen. Daß ich gebettelt und die Schafe gehütet habe, das ist meine Schuld nicht; und daß Sie

adelig geboren sind, dafür können Sie auch nicht. Lassen Sie uns also auf unser Herkommen nicht sehen, sondern auf unser Hinkommen." Der Fähnrich war beschämt und gerührt, die Sekundanten aber fühlten Ehrfurcht und Liebe gegen den Lieutenant. Die Geschichte wurde bei der ganzen Armee bekannt, so daß Lohbeck allgemein geachtet und bewundert wurde; er kam auch nie wieder in die Lage, sich duelliren zu müssen.

Um Lohbeck's Benehmen bei dem eben erzählten Vorfall richtig zu beurtheilen, müssen wir bedenken, daß wahre Christen damals noch nicht so einmüthig und entschieden, wie jetzt, das Duell für Sünde hielten. Denn ein christlicher Soldat darf und soll zwar im Dienste des Vaterlandes

oder der Nächstenliebe sein Leben dran wagen, aber nicht als Duellant um eitler Ehre oder persönlichen Hasses willen. Doch, wenngleich Lohbeck nicht, wie ein Mann von seiner Gesinnung heutzutage thun würde, ein Duell von vorn herein ablehnte, so kämpfte er dasselbe doch auf solche Art aus, daß man wohl sagen kann, es war eigentlich kein Duell!

Ich habe schon erzählt, daß sich Lohbeck hütete, von der Religion zu sprechen, außer wenn es Pflicht und Gewissen nothwendig erforderte. Es trug sich einst zu, daß er in einer Gesellschaft von Offizieren speiste, denen ein Oberst eine Mahlzeit zum Besten gab. Unter allerhand theils schmutzigen, theils unnützen Scherzen, kamen auch oft Spöttereien und sogar Läste-

rungen über die Religion zum Vorschein. Lohbeck nahm an dem Allen keinen Antheil, und saß mit einem ernsten, mißbilligenden Gesicht in sich gekehrt da. Der Oberst beachtete ihn genau, endlich fing er an: „Herr Lieutenant, Sie schweigen ja so still.“— Lohbeck antwortete: „Verzeihen Sie, Herr Oberst, ich überlege so bei mir selbst, wenn Sie einen kaiserlichen Offizier, etwa einen Gefangenen, zu dieser Mahlzeit eingeladen hätten, ob dann wohl die ansehnliche Gesellschaft über den Römischen Kaiser, *) seine Anstalten und seine Gesetze würde gespottet und sich darüber lustig gemacht haben.“ Der Oberst merkte nicht gleich, worauf Lohbeck

*) Diesen Titel führte der Kaiser von Oestreich damals noch.

hinzielte, und antwortete: „Das wäre ja unhöflich und gegen allen Wohlstand.“ — „Nun, so nehmen Sie es mir nicht ungütig, wenn ich das auf mich anwende. Ich bin ein Diener des Königs aller Könige und des Herrn aller Herren. Sie können also denken, wie mir zu Muthe seyn muß, wenn ich über Ihn spotten, oder gar Ihn lästern höre.“ Die ganze Gesellschaft wurde beschämt, man fing ernsthafte Gespräche an und begegnete dem Lieutenant mit Würde und Wohlgefallen.

Im Quartier, es mochte in Freundes oder in Feindes Land seyn, war Lohbeck leutselig und schonend. Er erkundigte sich immer nach armen Bürgers- oder Bauersleuten, besonders nach armen Wittwen; bei sol-

chen nahm er Quartier. Und da er aus Erfahrung wußte, wie solchen Leuten zu Muthe ist, so war er mit der geringsten Nahrung zufrieden, und gewann aller Armen Herzen durch seine Freundlichkeit. Wenn er Geld hatte, so unterstützte er sie auch, ohne darauf zu sehen, ob er es nicht selbst nöthig habe. Aber es fehlte ihm nie; denn er war sehr sparsam, und Jesus Christus, sein Erlöser, dessen Führung er sich ganz übergeben hatte, und den er in seinem Herzen unaufhörlich um Gnade und Erbarmung anrief, ließ es ihm nie am Nöthigen fehlen.

Als er einst mit seiner Compagnie in ein Dorf kam und sich nach seiner Gewohnheit bei dem Schulzen nach den ärmsten Leuten im Dorfe erkun-

digte, sah ihn dieser mit großen Augen an, und antwortete, es sey eine sehr arme Wittwe im Dorfe, die sechs unerzogene Kinder habe. Der Lieutenant verlangte ein Quartierbillet dahin. Der Schulze versetzte, er wage nicht, der armen Frau einen gemeinen Soldaten in's Quartier zu geben, viel weniger noch einen Offizier. Der Lieutenant aber bestand darauf, und bekam das Billet. Mit diesem ging Lohbeck zu der armen Frau, welche heftig erschrack. Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter; er aber sahe sie freundlich an, drückte ihr die Hand, und sagte: „Sey Sie ruhig, liebe Frau! der Freund und Versorger der Armen, Jesus Christus, schickt mich zu Ihr und Ihren Kindern; Er wird mir die

Gnade schenken, daß ich sie alle trösten und erquicken kann. Hat Sie denn nichts zu essen im Hause?" Sie erwiderte: „Nur wenig Kartoffeln." Er fuhr fort: „Auch Salz?" Sie versetzte: „Ja!" — „Nun, siede Sie die Kartoffeln im Wasser ab, und gebe Sie dann Salz dazu, so wollen wir recht vergnügt zusammen seyn." Während des Kochens unterhielt er sich mit den Kindern, nahm die kleinsten auf seine Kniee, und fragte sie, ob sie den Herrn Jesus auch kennten? So wie er den Namen nannte, falteten alle sechs die Hände, und die Knaben nahmen ihre Kappen ab. Nun sprach er weiter mit ihnen, und erfuhr zu seinem Erstaunen, wie gut die Kinder im wahren Christenthum unterrichtet waren. Die Mutter, welche

während der Zeit ab und zu ging, wurde ganz heiter, und man sahe ihr an, wie herzlich und innig sie Gott dankte. Er ließ sich nun auch mit der Mutter in ein Gespräch ein; und da merkte er bald, daß er eine weit geförderte Christin vor sich hatte, und war so vergnügt, daß er mit dem Hauptmann nicht getauscht hätte, der bei dem Schulzen logirte.

Während dieses vorging, fuhr eine vornehme Dame beim Schulzen vor; denn derselbe war zugleich Wirth. Diese kam in die Wirthsstube und hörte den Schulzen und den Hauptmann vom Lieutenant Lohbeck sprechen. „Ja," sagte der Hauptmann, „das muß wahr seyn, Lohbeck ist der bravste Offizier beim Regiment; er ist zwar ein Pietist, aber meinethalben

möchten alle Offiziere und Gemeine solche Pietisten seyn. Er kann durchaus das Fluchen nicht leiden; aber soll mich der T..... holen, der Soldat parirt ihm auf's Wort, wenn er kommandirt, ob er gleich kein Wort sagt, das einem Fluch ähnlich ist. Und mit den Rekruten geht er um, als wenn es seine Brüder wären. Da ist an Schläge nicht zu denken, und doch sind sie bald besser dressirt, als andere. Der T..... weiß, wie er das macht." Der Schulze verwunderte sich gewaltig, und versetzte: „Die arme Wittwe, bei der er logirt, ist auch eine Pietistin, übrigens eine recht brave Frau; da wird er also finden, was er sucht. Nur wird es sehr an Essen und Trinken fehlen." „O," sagte der Hauptmann, „dafür wird

der Lieutenant sorgen, der hat immer einige Batzen übrig."

Die fremde Dame hörte das in der Stille an; dann ging sie hinaus und ersuchte den Hausknecht, mit ihr zu gehen und ihr das Haus der armen Wittwe zu zeigen, wo der Lieutenant im Quartier wäre. Dort fand sie ihn mit der frommen Frau und ihren Kindern am ärmlichen Tische sitzen, und abgesottene Kartoffeln mit Salz essen. Sie nahm einen Stuhl, und setzte sich dazu und sagte: „Hier ist der Herr Jesus gewiß gegenwärtig, und da nehmet Ihr es mir wohl nicht übel, wenn ich mich zu Euch setze." Der Lieutenant wunderte sich, und die arme Frau war verlegen. Die Dame fing nun an, ungebeten mitzuessen und vom Christenthum zu sprechen. Nach

dem Essen legte sie der armen Wittwe fünf Dukaten auf den Teller, und sagte: „Brave Leute bezahlen, was sie verzehren. Vertraue Sie Gott mit Ihren Kindern; ich werde so für Sie sorgen, daß Sie nicht mehr Noth hat.“ Die Frau schlug die Hände zusammen, weinte und lobte Gott. Der Lieutenant bat die Dame, sie wieder in's Wirthshaus begleiten zu dürfen. Unterwegs steckte sie ihm eine Rolle von zwanzig Dukaten in die Hand, und sagte: „Wenn Sie in Quartiere kommen, wo es aussieht, wie bei Ihrer heutigen Wirthin, so wissen Sie, wozu ich Ihnen dies Wenige gegeben habe.“ Lohbeck dankte Gott und segnete die Dame. Wer sie war, hat er nie erfahren.

Bei Bestürmung einer Schanze,

welche die Franzosen stark besetzt hatten und wo es sehr heiß herging, wurde der kommandirende Offizier und die nächstfolgenden erschossen. Lohbeck munterte die übrigen des Regiments auf, ihm zu folgen und im Vertrauen auf Gott redlich zu kämpfen. Dann griff er mit neuem Muthe den Feind an und erstürmte die Schanze, ohne ferner einen Mann zu verlieren. Die Kanonenkugeln hatten ihm die Schöße von der Uniform weggerissen; aber keine hatte ihn verletzt. Als die Schanze erstiegen war, befahl er, keinen mehr zu tödten; die Besatzung streckte das Gewehr, und der Capitän, der in der Schanze kommandirt hatte, saß auf einem Stuhl. In dieser Stellung hatte er kommandirt; sein Fuß war

in der letzten Schlacht verwundet worden und noch nicht heil. Er reichte Lohbeck den Degen; dieser aber gab ihm denselben wieder zurück mit den Worten: „Behalten Sie ihn, er kann in keine bessere Hände kommen.“ Diese rühmliche Eroberung einer wichtigen Schanze war die Ursache, daß Lohbeck nun Hauptmann wurde und die Compagnie bekam, die er vor der Schanze kommandirt hatte, und deren Inhaber da geblieben war. Bei dieser Compagnie führte er Betstunden ein, die er selbst Morgens und Abends hielt, und dann seine Leute zum christlichen Wandel ermahnte. Er hielt streng auf Gehorsam und duldete nicht die geringste Unordnung; übrigens behandelte er sowohl die ihm untergeordneten Offiziere als die ge-

meinen Soldaten wie Brüder. Aus Spott nannte man Lohbeck's Compagnie die fromme, allein daran kehrte er sich im geringsten nicht.

In der Schlacht bei Crefeld setzte ihn Gott in Lagen und Verhältnisse, wo er so recht seine Talente zeigen konnte. Er bewies Wunder der Tapferkeit, und rettete bald hier, bald da, die Ehre der Armee. Als er nach der Schlacht über das Schlachtfeld ritt, fand er einen französischen Offizier, der schwer verwundet war, und den ein preußischer Soldat plünderte; derselbe war eben im Begriff, ihm auch seine Kleider vom Leibe zu reißen, da sprengte Lohbeck hinzu und rief: „Hast du denn gar keine Furcht vor Gott und keine Barmherzigkeit, daß du dem Schwerverwundeten, der

seine Pflicht erfüllt hat, sogar die Kleider ausziehen willst?" Der Offizier flehte um Erbarmen und sagte: „Ich habe ihm schon meine Uhr und alles Geld gegeben." Lohbeck jagte den Gefühllosen fort und rief dann einige seiner Leute, die den Verwundeten in das nächste Dorf tragen mußten. Lohbeck ritt mit, brachte den Offizier in's Wirthshaus und besorgte einen Wundarzt, den er voraus bezahlte. Dann gab er auch dem Wirth einige Dukaten, und bat ihn, den Kranken wohl zu verpflegen. Da nun auch das Dorf von den Preußen besetzt war, wurde der französische Offizier als Gefangener behandelt; doch wurde er bald wieder gesund und ganz geheilt. Er hieß Robert, und wurde hernach ausgewechselt.

Lohbeck's Heldenthaten in dieser Schlacht wurden dem Prinzen Ferdinand mit vielen Lobsprüchen erzählt; er ließ ihn zu sich kommen, hing ihm einen Orden um und beförderte ihn zum Major.

In seinen ferneren Dienstjahren blieb er sich immer gleich. Im Felde focht er wie ein Löwe, aber außerdem war er sanft, demüthig, sehr höflich und gefällig; er diente Jedermann, wo er konnte. Jeden Morgen betete er inbrünstig zum Herrn Jesu, und blieb den ganzen Tag im Angedenken an Ihn, und des Abends legte er sich nie ohne Gebet schlafen. Allemal, wenn er in eine Schlacht ging, empfahl er sich seinem Erlöser mit völliger Ergebenheit in seinen Willen, es möchte zum Tode oder Leben gehen.

Liebe Soldaten, die ihr dies leset, ihr könnt nicht glauben, bis ihr's erfahrt, und das wünsche ich euch allen, wie leicht Einem Alles wird, wenn man fromm und gottesfürchtig lebt und den Herrn Jesus immer vor Augen und im Herzen behält. Denkt nur einmal nach, wenn man so unbekehrt in den Tag hinein lebt, und es kommt nun eine Kugel, trifft Einen und schickt ihn in die Ewigkeit, wo man nie wieder zurück kann, und wo eine schreckliche ewige Qual auf einen jeden wartet, der hier nicht fromm gelebt hat! Und vor einer solchen Kugel ist doch der Soldat, wenn er im Felde ist, keinen Augenblick sicher. Viele glauben nicht, daß es eine Hölle, und in derselben ewige Qualen gebe; aber laßt euch so etwas nicht

weiß machen; der Herr Jesus, der es doch wohl wissen mußte, hat es oft und viele Male gesagt. Es ist also gewiß wahr. Aber nun denkt auch einmal darüber nach: wenn ein Soldat gottesfürchtig ist, was hat er dann zu fürchten? Mit getrostem Muth kann er in die Schlacht gehen; denn wenn ihn auch eine Kugel oder ein tödtlicher Streich trifft, so ist er unaussprechlich glücklich. Er geht sofort nach seinem Hinscheiden in das ewige Leben hinüber, wo ein Glück, eine Herrlichkeit und eine Freude auf ihn warten, von der man sich keine Vorstellung machen kann. Dies Alles hatte der fromme Major Lohbeck wohl überlegt, daher war er auch so tapfer; und wenn auch Einige über ihn spotteten, so wurde er doch allge-

mein hochgeschätzt und von Hohen und Niedern geehrt.

Nun muß ich von einer Sache reden, die leider! unter den Soldaten sehr im Schwange geht und eine schwere Sünde ist, so wenig sie auch von Offizieren und Gemeinen geachtet wird. Dies ist der unerlaubte Umgang mit dem weiblichen Geschlecht. Wo sich lüderliche Weibspersonen aufhalten, da verdirbt der Soldat nach Leib und Seele. Lohbeck jagte Soldaten- und Marketender-Weiber im Augenblick fort, sobald er merkte, daß sie lüderlich waren. Und wenn er erfuhr, daß einer seiner Offiziere oder Soldaten einem ehrlichen Mädchen nachstellte, so nahm er das Mädchen in seinen Schutz und warnte den Soldaten. Half das nicht, so strafte er

ihn tüchtig, wovon ich jetzt eine Geschichte erzählen will.

Lohbeck lag mit seinem Regiment im Winterquartier, wo denn Offiziere und Gemeine mit dem weiblichen Geschlecht bekannt wurden, und mancherlei Unordnungen vorfielen, die dem guten Lohbeck an die Seele gingen; die er aber nicht so hindern konnte, wie er wollte. Ein junger Lieutenant von seiner Compagnie ging einem Mädchen, einer Tochter ehrbarer Eltern, nach, die er zu verführen suchte, indem er ihr die Ehe versprach, ein Versprechen, das er nicht zu halten gedachte. Wenn es auch sein Vorsatz gewesen wäre, so hätte er ihn doch nicht gut ausführen können; denn er war von Adel, und sie die Tochter eines Handwerkers. Die Sache wurde

heimlich zwischen beiden betrieben; doch merkte der Vater des Mädchens bald, was vorging. Er kam also zum Major und bat ihn um Hülfe, die ihm dann auch versprochen wurde. Lohbeck ließ den Lieutenant kommen, und stellte ihm mit freundlichem Ernste die Ungerechtigkeit vor, die er an der braven Bürgerfamilie beginge; allein der junge Baron schlug das in den Wind, lachte und sagte, in so etwas müßten die höhern Offiziere sich nicht mischen; das ginge sie nichts an; er thäte seine Schuldigkeit, weiter könne ihm sein Vorgesetzter nichts abfordern. „Gut," erwiderte der Major, „so muß ich denn dem Vater des Mädchens eine Sauvegarde in's Haus legen; und diese Sauvegarde bin ich selbst, und wehe dem, der sich untersteht,

mich in meinem Quartier zu beunruhigen!" — Der Major hielt Wort. Er zog auf der Stelle zu dem Bürger in's Quartier, und redete dann dem Mädchen so ernstlich zu, daß es den Lieutenant bald vergaß, und nachher, unter Mitwirkung des Majors, einen wackern Bürgersohn heirathete.

Im folgenden Jahre kam ein wichtiger Fall vor. Es wurde Kriegsrath gehalten, welchem auch Lohbeck beiwohnte, weil er seinem Obersten einen Vorschlag gethan hatte, der in diesem Kriegsrath in Erwägung gezogen werden sollte. Die Rede war nämlich von der Wegnahme eines festen Postens, den der Feind stark besetzt hatte und den Lohbeck sich getraute, durch eine Kriegslist wegzunehmen. Der Vorschlag wurde genehmigt und

dem Major die Ausführung desselben anvertraut, welche noch besser gelang, als man gehofft hatte. Hierauf wurde Lohbeck Oberstlieutenant, und Prinz Ferdinand wirkte beim König von Preußen aus, daß er geadelt wurde.

Lohbeck hatte bisher keine bedeutende Wunde bekommen, aber jetzt wurde er bei einer Rekognoscirung von einer Musketenkugel in den Leib getroffen, so daß er sich in das nächste Dorf tragen lassen mußte. Er wurde bei dem Pfarrer einquartiert.

Dieser Pfarrer hieß Friedhold, und war ein frommer Mann, und seine Frau und Tochter waren ein Segen der ganzen Gemeinde. Sie lernten ihren neuen Gast bald kennen, und gewannen ihn wegen seiner Gottseligkeit und seines freundlichen We-

sens von Herzen lieb. Sie pflegten ihn auf's beste, und hofften, ihn bald wieder hergestellt zu sehen. Er selbst aber fühlte, daß er nicht wieder aufkommen würde, und sagte daher, als er ihre große Aufmerksamkeit und treue Pflege sahe: „Ich weiß, daß ich an dieser Wunde sterben werde, und ich freue mich, zu meinem Erlöser überzugehen; denn ich weiß, daß Er mir meine Sünden vergeben hat und mich zu Gnaden annehmen wird." Als er so über seine Lage nachdachte, äußerte er sich vergnügt darüber, daß er unverheirathet sey, und sagte: „Wäre ich auch wieder gesund geworden, so würde ich doch meinem Grundsatz, als Soldat nie zu heirathen, treu geblieben seyn; denn wenn ein Soldat seine Frau und Kinder

liebt, so wird ihm der Abschied schwer, wenn er in's Feld muß, und er wird sich selten in große Gefahren wagen, wie er thun würde, wenn er unverheirathet wäre."

Er wurde nun immer schwächer und schwächer, und nach vierzehn Tagen starb er sanft und selig. Sein Leben ist ein Beweis, daß im Soldatenstande, wie in jedem rechtmäßigen Berufe, ein Christ seinem Heilande zur Ehre leben und Ihn verherrlichen kann. Sagt ihr etwa, liebe Leser, daß einem Soldaten doch größere Schwierigkeiten im Wege stehn als andern Leuten, wenn er als Christ wandeln will—so könnte ich zwar entgegnen: Schwierigkeiten stehn hiebei Jedem im Wege, weß Landes und Standes er auch seyn mag. Doch zugegeben, daß

dem so sey, so darf ich getrost behaupten: wem viel auferlegt wird, dem wird der Herr auch, auf sein Gebet, viel beistehn. Denn es heißt: „Gott legt uns eine Last auf, aber Er hilft uns auch.“ Und: „Der Herr ist treu; der wird euch stärken und bewahren vor dem Argen!“—Darum traut nur getrost dem Heilande es zu, daß, was bei Menschen allerdings unmöglich ist, durch seine Kraft euch möglich werden wird: Frieden der Seele zu haben und als ein Kind des Friedens dahinzugehn, selbst inmitten alles irdischen Streites und Leides.

Friedrich's II. christliche Feldherrn.

Bekanntlich huldigte König Friedrich II. von Preußen dem Unglauben, der sich damals von Frankreich aus wie ein Strom über das deutsche Land ergoß. Dessen ungeachtet gab es in seinem Heere, sowohl unter Soldaten, als Offizieren, viele ernste Christen, die zu geeigneter Zeit nicht unterließen, selbst dem Könige gegenüber von ihrem Glauben Zeugniß abzulegen. Einer von diesen war der General Graf Schmettau. Einst

während eines beschwerlichen Gebirgsmarsches in Schlesien ging er an des Königs Seite durch einen Engpaß zu Fuße bergan. Der König war ungeduldig über das langsame Fortrücken des Geschützes und wollte seinen Unmuth dadurch verscheuchen, daß er mit der Frömmigkeit des Generals Scherz trieb.

Er begann also: „Nun, wie ist's, Schmettau? Hat Er gute Nachrichten von seinem Beichtvater in Berlin?" — Schmettau erwiderte ernst und trocken: „Ich weiß, wen Eure Majestät meint. Der Mann ist, wie man mir sagt, ein gelehrter und würdiger Geistlicher. Aber ich kenne ihn zufälliger Weise gar nicht, und kann ihn also durchaus nicht meinen Beichtvater nennen." — „Höre Er,

Schmettau," sagte Friedrich lachend, „wenn sein Beichtvater merkt, daß Er ihn gegen mich verleugnet, da nehme Er sich in Acht." — „Ich verleugne Niemanden, Eure Majestät!" entgegnete Schmettau.

Der König brach jetzt in einen Strom von Scherzreden und zum Theil sehr harten und bittern Spöttereien aus. Schmettau konnte eine Weile gar nicht zu Worte kommen. Als der König endlich einen Augenblick schwieg, nahm er ganz ruhig und fest das Wort und sagte: „Eure Majestät sind viel witziger als ich, und auch viel gelehrter. Ueberdies sind Sie mein König. Der geistige Kampf zwischen Ihnen und mir ist also in jeder Rücksicht höchst ungleich. Aber dennoch können Sie mir meinen

Glauben nicht nehmen. Und gelänge es Ihnen auch, ei nun, so hätten Sie mir zwar unermeßlich geschadet, aber zugleich auch sich selbst nicht unbedeutend mit." — Dem Könige fielen diese Worte auf. Er blieb stehn, wandte sich gegen Schmettau und sagte mit Blitzen des Unwillens in den Augen: „Was soll das heißen, Monsieur Schmettau? Ich sollte mir schaden, wenn ich Ihm seinen Glauben nähme? Wie meint Er das?" — Mit unerschütterlich ruhiger Festigkeit antwortete nun Schmettau: „Eure Majestät glauben jetzt einen guten Offizier an mir zu haben, und ich hoffe, Sie irren sich nicht. Könnten Sie mir aber auch meinen Glauben nehmen, dann hätten Sie ein erbärmliches Ding an mir —

ein Rohr im Winde, darauf nicht der mindeste Verlaß wäre, weder bei Berathschlagungen, noch in der Schlacht."

Friedrich antwortete mit keiner Silbe. Im stillen Nachdenken ging er einige Minuten weiter, dann stand er still und fragte freundlich: „Sage Er mir doch, Schmettau, was ist denn eigentlich sein Glaube?" — „Ich glaube an die göttliche Erlösung von allen meinen begangenen Sünden," sagte Schmettau freudig; „ich glaube an eine göttliche Vorsehung, die jedes Haar auf meinem Haupte zählt, und an ein ewiges, seliges und herrliches Leben nach dem Tode!" — „Und das glaubt Er wirklich, mit voller Zuversicht?" — „Ja, wahrhaftig, Eure Majestät!" —

Da faßte der König bewegt seine Hand, drückte sie und sagte: „Schmettau, Er ist ein glücklicher Mensch!" Dann ging er nachdenkend weiter, und nie seit jener Stunde machte er Schmettau's religiöse Ansichten wieder zum Gegenstande eines Scherzes.

Aehnliches wird von dem berühmten Kavallerie-General Zieten berichtet. Derselbe wohnte nicht nur jeden Sonntag andächtig dem öffentlichen Gottesdienste bei, sondern ließ auch keinen Werktag hingehn, an dem er nicht, bei verschlossenen Thüren, seine Kniee vor Gott beugte und seinen König, das ganze Land und sich selbst seiner Fürsorge empfal. Jede einsame Tagesstunde, jede schlaflose Nacht benutzte er zur stillen Unterredung mit Gott. Einst in einer

der bedenklichsten Lagen des siebenjährigen Krieges ließ ihm der König durch seinen Ordonnanz-Offizier, den Lieutenant Schulz, insgeheim die Nachricht von einem erlittenen Unfall mittheilen. Zieten entfernte sich auf der Stelle und ließ den Lieutenant stehn, ohne ihm eine Silbe zu antworten. Dieser war über ein solches Benehmen so betroffen, daß er nicht umhin konnte, dem General unbemerkt nachzugehn, um zu sehen, was es geben solle. Da erblickte er dann mit tiefer Rührung den Vater der Krieger, wie er in der Kammer einer Bauernhütte, in dringendem Gebete mit Gott redete. Bald darauf trat er gestärkt und aufgemuntert aus der Kammer wieder hervor und trug dem Lieutenant auf, dem Könige zu ant-

worten, daß jener Unfall ihm zwar nah gehe, allein der König möge sich nur beruhigen, weil der Feind dessen ungeachtet zu nichts weiter kommen würde. Auf den Offizier machte dieser Vorfall einen bleibenden Eindruck, so daß er sich lebenslang mit Freude daran erinnerte.

Nach glücklich beendigtem siebenjährigen Kriege sah Friedrich den alten Zieten gern bei sich zu Tisch. Einst hatte derselbe eine Einladung zur königlichen Tafel abgelehnt, weil er am heil. Abendmahl theilzunehmen wünschte. Als er das nächste Mal wieder zur Tafel erschien, begann der König mit scharfem Witze seines Abendmahlsgehens zu spotten. Ein lautes, höhnendes Gelächter erscholl von Seiten der Gäste. Zieten aber

schüttelte unwillig sein graues Haupt, stand auf und sagte: „Eure Königliche Majestät wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet und überall, wo es darauf ankam, entschlossen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Dieselbe Gesinnung beseelt mich auch heute noch, und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es gibt Einen über uns, der ist mehr als Sie und ich, mehr als alle Menschen, das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für uns gestorben ist und uns mit seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnen; denn auf Ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoff-

nung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre brave Armee muthig gekämpft und gesiegt. Untergraben Eure Majestät diesen Glauben, dann untergraben Sie damit zugleich die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich wahr. Halten zu Gnaden!" — Der König war von dieser Rede sichtlich ergriffen. Er stand auf, reichte dem wackern Zeugen Christi die Hand und sagte: „Glücklicher Zieten! möchte auch ich es glauben können! Ich habe allen Respekt vor seinem Glauben. Halte Er ihn fest; es soll nicht wieder geschehen!"

Auch Graf Schwerin, der 1757 in der Schlacht bei Prag fiel, war ein treuer Jünger Jesu. Einige Wochen vor jener Schlacht schrieb er, eben

von einer Krankheit genesen, an seine Gattin: „Ich habe mich wieder etwas erholt und vertrauensvoll in den Willen Gottes ergeben. Ich erwarte von seiner Gnade Alles das, was Ihm über mich zu verhängen gefallen wird. Der gute Feldmarschall Buddenbrok hat ehegestern seinen Lauf vollendet. Es wird ihn hinfort nichts mehr in dieser Welt beunruhigen. Wie glücklich sind die, die bei Jesu Christo sind!" — In einem andern Briefe schreibt er: „Gott, der uns bisher augenscheinlich geführt, wird uns auch weiter zur Seite stehen. Wo der Feind nicht weicht, werde ich mich ihm mit herzhaftem Muth entgegensetzen, um mein Ziel selig zu beschließen und mit Ehren zu enden, worum ich Gott mit In-

brunst, und daß Er dir Leben und Gesundheit geben wolle, täglich anrufe."

Selbst der General-Feldmarschall der preußischen Armee im siebenjährigen Kriege, Herzog Ferdinand von Braunschweig, war ein entschiedner Bekenner Christi. Er ließ auf sein Grab die Inschrift setzen: „Ferdinand, Gutsherr von Velhede ꝛc. — großer, aber durch das Blut Jesu Christi, seines Heilandes und Erlösers, begnadigter Sünder vor Gott. Hier ruhet seine irdische Hülle."

Lieder.

Mel. Allein Gott in der Höh' sey Ehr'.

1. Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zusammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht. *)
Dem Herrn allein die Ehre!

2. Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Auf heimatlicher Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
So that's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

*) Röm. 13, 4.

3. Es bricht der freche Uebermuth
Der Tyrannei zusammen,
Es soll der Freiheit edle Gluth
In allen Herzen flammen.
Drum frisch in Kampfesungestüm!
Gott ist mit uns, und wir mit Ihm,
Dem Herrn allein die Ehre!

4. Er weckt uns jetzt mit Siegeslust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in unsre Brust:
O Volk, vom Schlaf' erwache!
Er führt uns, wär's auch durch den Tod,
Zu seiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

Theodor Körner.

Eigne Melodie.

1. Mir nach! spricht Christus, unser Held,
Mir nach, ihr Christen alle!
Verleugnet euch, verlaßt die Welt,
Folgt meinem Ruf und Schalle!

Nehmt euer Kreuz und Ungemach
Auf euch, folgt meinem Wandel nach!

2. Ich bin das Licht, Ich leucht' euch für
Mit heil'gem Tugendleben.
Wer zu Mir kommt und folget Mir
Darf nicht im Finstern schweben.
Ich bin der Weg, Ich weise wohl,
Wie man wahrhaftig wandeln soll.

3. Mein Herz ist voll Demüthigkeit,
Voll Liebe meine Seele,
Und tränkt die Schwachen jederzeit
Mit süßem Sanftmuthsöle.
Mein Geist, Gemüthe, Herz und Sinn
Ist Gott ergeben: schaut auf ihn!

4. Ich zeig' euch das, was schädlich ist,
Zu fliehen und zu meiden,
Und euer Herz von arger List
Zu rein'gen und zu scheiden.
Ich bin der Seelen Fels und Hort,
Und führ' euch zu der Himmelspfort'.

5. Fällt's euch zu schwer, Ich geh' voran,
Ich steh' euch an der Seite;
Ich kämpfe selbst, Ich brech' die Bahn,
Bin Alles in dem Streite.
Ein böser Knecht, der still will stehn,
Sieht er voran den Feldherrn gehn!

6. Wer seine Seel' zu finden meint,
Wird sie ohn' Mich verlieren.
Wer sie hier zu verlieren scheint,
Wird sie in Gott einführen.
Wer nicht sein Kreuz nimmt und folgt Mir,
Ist Mein nicht werth und meiner Zier!

7. So laßt uns denn dem lieben Herrn
Mit Leib und Seel' nachgehen,
Und wohlgemuth, getrost und gern
Bei Ihm im Leiden stehen;
Denn wer nicht kämpft, trägt auch die Kron'
Des ew'gen Lebens nicht davon.

Johann Scheffler.

71.2009.084.10055